

Legislatives Theater Berlin – Politik im Dialog

Harald Hahn und Jens Clausen

Das Legislative Theater ist noch jung, es wurde von dem brasilianischen Theatermacher Augusto Boal (1931–2009) in Rio de Janeiro vor etwa 20 Jahren entwickelt. Wir haben den Ansatz aufgegriffen und im Legislativen Theater Berlin (LTB) in Kooperation mit dem Nachbarschaftshaus Urbanstraße in Berlin Kreuzberg eine partizipative Theaterpraxis geschaffen.

Partizipation findet in unseren Projekten auf mehreren Ebenen statt. Zum einen bei den Workshops, in denen Betroffene ihre Lebensrealität in Szene setzen können, zum anderen bei den Theateraufführungen, die einen dialogisch-partizipativen Charakter haben. Hier stehen Spielszenen im Mittelpunkt, in denen das Publikum von der zuschauenden in eine aktive handelnde Position gebracht wird. Unsere Theaterprojekte verstehen sich als Sprachrohr der Betroffenen – die Betroffenen stehen im Zentrum und zeigen auf der Bühne ihre Realität in zugespitzten Szenen.

Das Legislative Theater Berlin erweitert den Boal'schen Ansatz des Forumtheaters. Im Forumtheater werden Konflikte in Szene gesetzt und ein Moderator animiert das Publikum, auf die Bühne zu gehen und die Szene zu verändern. Das Publikum wird in die Szene miteinbezogen. Es soll diskutieren und seine Sichtweisen auf der Bühne und in die Diskussion einbringen. Einzelne Zuschauer/innen verändern die dargestellten Szenen und eröffnen damit die Diskussion über notwendige Veränderungen mit allen Anwesenden im Publikum und auf der Bühne.

Das Legislative Theater Berlin führt von der individuellen Meinung über die politische Forderung zur Diskussion politischer Machbarkeiten. Die legislative Ebene ist durch die Anwesenheit von politischen Mandatsträgern direkt eingebunden. So können auch Politiker/innen direkt befragt werden. Um den Diskurs über das gewählte Thema, z.B. »Working Poor« oder »Vereinbarkeit von Familie und Beruf«, auf dieser Ebene zu unterstützen, werden einerseits ein Rechtsanwalt oder eine Rechtsanwältin für die juristischen Hintergründe und andererseits Vertreter/innen von Initiativen oder Interessenverbänden aus dem jeweiligen Bereich in den Theaterabend eingebunden. Sie können mit Blick auf die auf der Bühne dargestellten realen Problemlagen und die darin sichtbar gemachten Alltagserfahrungen deutlich machen, welche Wege die politische Ebene dazu beschreiten

kann und will. Diese Diskussion wird immer auf der Grundlage bestehender gesetzlicher Rahmenbedingungen geführt.

Im April 2008 fand die erste Premiere des Legislativen Theaters Berlin statt. »Der Fuß bist Du! oder: Theater betritt Politik« – unter diesem Motto wurde den Themen »Working Poor« und »Prekariat« ein Forum gegeben. An zwei Abenden spielten wir Legislatives Theater in Anwesenheit der Rechtsanwältin Katja Ponert, der Bundstagsabgeordneten Kornelia Möller und Katja Kipping (beide Die Linke) sowie Wolfgang Wieland (Bündnis 90/ Die Grünen). Im März dieses Jahres fand das Folgeprojekt »der Job, die Zeit, das Kind – Politik und Familien im Dialog« mit Rainer-Maria Fritsch, Staatssekretär in der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales des Landes Berlin statt, wieder mit Rechtsanwältin Ponert.

Von der Politikverdrossenheit zum Dialog

Die Kluft zwischen Bevölkerung und politischen Entscheidern wird von Jahr zu Jahr größer. Meinungsforscher und Politikwissenschaftler sprechen schon seit Jahren von einer Politikverdrossenheit. Ein deutlicher Rückgang bei der Wahlbeteiligung ist spürbar. Viele Menschen haben das Gefühl, dass ihre Lebenswelt abgekoppelt ist von der der Parlamentsabgeordneten. Diese Entwicklung kann sich zur Krise der Demokratie ausweiten. Ein Grund dieser politischen Abstinenz großer Bevölkerungskreise ist die empfundene mangelnde Partizipationsmöglichkeit im parlamentarischen System.

Das Legislative Theater bietet eine Plattform des Dialogs zwischen Bürgern und politischen Mandatsträgern an. Im Idealfall wäre es wünschenswert, wenn aus dem Legislativen Theater Gesetzesinitiativen zustande kämen, wie es in Brasilien der Fall war. In Brasilien war Augusto Boal selbst Abgeordneter und konnte Gesetzesinitiativen selbst ins Parlament einbringen. Wir als Initiatoren des LTB sind nicht so naiv zu glauben, dass ein Theaterabend gleich eine Gesetzesänderung mit sich bringt. Wir greifen lediglich in einen gesellschaftlichen Diskurs ein und treten in den Dialog mit Politikern verschiedener Parteien. Veränderung beginnt mit der Schärfung von gesellschaftlichem Unrechtsbewusstsein. Dies kann man durch die Thematisierung eines Missstandes erreichen.

Theater der Prekären

Als wir vor Jahren mit dem Projekt Kieztheater (1) in Berlin-Kreuzberg unsere Theaterarbeit begannen, machten wir die Erfahrung, dass prekäre Lebensverhältnisse sich rasant ausbreiten. Immer mehr Menschen in Kreuzberg befinden sich in Arbeitsverhältnissen, die nicht nur schlecht bezahlt, sondern auch von permanenter Unsicher-

heit, fehlender Perspektive und oftmals von sozialer Isolation geprägt sind. Um für die Betroffenen konkret etwas zu verbessern, müssen unserer Meinung nach gesetzliche Rahmenbedingungen für solche Arbeitsverhältnisse verändert werden. Wir wollten die realen Umstände solcher Lebens- und Arbeitssituationen in einer Theaterveranstaltung öffentlich machen, um dann den Fokus auf mögliche Gesetzesänderungen zu richten. Schon im Vorfeld unserer Veranstaltung berichteten zahlreiche Zeitungen über unsere Projekte und damit auch über die Themen »Working Poor« und »Prekarität« oder »Vereinbarkeit von Familien und Beruf«. (2)

Auch im Folgeprojekt »der Job, die Zeit, das Kind« wurde deutlich, wie prekär die Situation von Familien geworden ist. Berlin ist die Hauptstadt der prekären Beschäftigungsverhältnisse, dies hat belastende Auswirkungen auf das Familienleben.

Das Legislative Theater Berlin entwickelt sich zunehmend zu einem Theater der Prekären. Die Zukunft unserer Gesellschaft wird davon abhängen, ob wir es schaffen, in Zeiten von ökonomischen Krisen und Unsicherheiten solidarische Modelle zu entwickeln. Die Menschen haben oftmals sehr genaue Vorstellungen, wie sie leben und arbeiten möchten – die Politik muss ihnen nur zuhören. Das Legislative Theater kann dabei sehr hilfreich sein.

Die Menschen da abholen, wo sie sind

Journalisten stellen uns immer wieder die Frage, wie wir an die Betroffenen herantreten. Im ersten Projekt war es eine Herausforderung, Betroffene zu finden, die sich in prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen befanden. Sie sollten Willens sein, über ihre Situation öffentlich zu sprechen und Theater zu spielen. Im wissenschaftlichen Diskurs ist es ziemlich schwer, eine eindeutige Definition von Armut für unsere Gesellschaft zu finden. Es gibt eine Reihe von Indikatoren, die mit Armut einhergehen, die einzeln betrachtet aber nicht in der Lage sind, die komplexe Lebenswirklichkeit der Betroffenen abzubilden. Für die Betroffenen selbst geht es, wenn sie ihre Armut beschreiben, nicht nur um ihre finanziellen Ressourcen, sondern zum Beispiel auch um biographische Wendepunkte, emotionale Belastungen, gesundheitliche Beeinträchtigungen. Die Lebenslagen setzen sich aus unterschiedlichen Faktoren zusammen, die gerade durch die Vielschichtigkeit schwer eindeutig zu fassen sind. Uns war klar, dass die Teilnahme von Menschen in prekären Lebenslagen ein wichtiger Faktor war, der über Erfolg und Misserfolg des Theaterprojektes entscheiden würde. Wir hatten verschiedene Wege gefunden, um an die Zielgruppe des Projektes zu kommen. Geworben wurde an Orten, wo sich hauptsächlich arme Menschen aufhalten. So verteilten wir Informationsmaterial an den Ausgabestellen der Berliner Tafel und in Einrichtungen der Kirche, die aktiv versuchen, Armut zu lindern. Die politisch Aktiven erreichten wir unter anderem über Mailinglisten von Initiativen, die sich gegen die Hartz IV-Gesetzgebung richteten. Da es uns, neben der Hartz IV-

Problematik, auch um die Situation von prekär Beschäftigten wie z.B. Freiberufler/innen ging, nahmen wir Kontakt zur Dienstleistungsgewerkschaft Verdi auf und schalteten Kleinanzeigen im Stadtmagazin Zitty und der Berliner Tageszeitung Taz.

Auch im Nachfolgeprojekt, bei dem wir Menschen mit Kindern suchten, haben wir Zeitungsanzeigen geschaltet und Orte besucht wie z.B. das Väterzentrum und Kindertagesstätten sowie unzählige Spielplätze, an denen sich Eltern aufhielten.

Die Menschen dort abzuholen, wo sie sind, gehört schon zu der entscheidenden ersten Phase des LTB. Hier muss sich das gesellschaftliche Thema bewähren, eben dadurch, dass es Menschen zu finden gilt, die betroffen und auch Willens sind, über ihre Situation öffentlich zu sprechen. Hier muss sich das Arbeitsprinzip des LTB zum ersten Mal bewähren, wenn es darum geht, Menschen anzusprechen und zu mobilisieren, die nicht von allein vom Medium Theater oder von der Öffentlichkeit für sich Gebrauch machen würden. Auch dabei lassen sich deutliche Unterschiede zu dem Legislativen Theater in Brasilien formulieren. Zum Beispiel die Frage, welche Rolle das Theater in unserer Gesellschaft spielt. Und wie weit prekäre Lebensverhältnisse nicht dem Vorwurf subjektiver Verantwortung unterliegen und damit individualisiert sind? Armut in Deutschland ist vielleicht im Gegensatz zu Brasilien versteckter und auch anders stigmatisierend.

Einblick in die Workshoparbeit

Aufgrund der begrenzten Finanzen für solche Projekte hatten wir nur zwei Wochenenden zur Verfügung, um die Spielszenen und die Rahmenhandlung des Abends zu entwickeln. Eine große Hilfe war immer ein Freiwilligenteam, das uns während der Wochenenden und Auftritte unterstützte. Schwerpunkt des ersten Wochenendes war es immer, ein Vertrauensverhältnis in und zur Gruppe aufzubauen. Die Menschen sollten Gelegenheit haben, der Gruppe ihre persönlichen Erfahrungen und auch das Leid, das ihre Lebenssituation manchmal zwangsläufig mit sich bringt, mitzuteilen. Ein Teilnehmer fand klare und bildhafte Worte der emotionalen Betroffenheit, indem er sagte, ihm sei dieses Probenwochenende sehr nahe gegangen, er sei »keine Teflonpfanne, an der alles abperlt«. Mit Hilfe des »Statuen-/Bildertheaters« näherte sich die Gruppe dem Thema »Working Poor« und »Prekariat« an. In Kleingruppen wurden Standbilder zu Bewilligungsbescheid, Arbeitsvertrag, leere Haushaltskasse, Sehnsucht, Mangel, Unsicherheit, Zukunftsangst, Stille und Sozialticket gestellt. (3) Im zweiten Projekt zum Thema »Vereinbarkeit von Familie und Beruf« gestalteten wir Wunschbilder mit den Workshopteilnehmer/innen. Nach den Wunschbildern überlegten wir im Gruppenprozess, welche Hindernisse dem Wunsch entgegenstehen. So kamen wir auf Konflikte, die wir in einer Kleingruppenarbeit zu Spielszenen wei-

terentwickelten.

An dem zweiten Wochenende arbeiteten wir an dem Gesamtrahmen des Aufführungsabends.

Die Experten des Alltags auf der Bühne

Um eine Vorstellung zu bekommen, wie so eine Aufführung des LTB aussieht, geben wir hier einen kurzen Einblick in unsere Aufführungen. Beginnen wir mit unserem ersten Projekt: Als die Besucher den Theatersaal im Frühjahr 2008 betraten, konnten sie am Bühnenrand auf einer großen weißen Leinwand eine Bildpräsentation sehen. Es waren Fotos aus dem Workshop-Prozess, die der Fotograf Peter Steudtner ehrenamtlich für uns aufgenommen hatte. Der Blick der Zuschauer/innen war auf die Bühne gerichtet, doch der Abend begann überraschenderweise im Publikum. Die Teilnehmer/innen des Workshops saßen auf Plätzen verstreut zwischen den Zuschauer/innen. Sie standen eine nach dem anderen von ihren Plätzen auf und trugen persönliche Sätze vor, die sie zwischen den Probenwochenenden geschrieben hatten: »Ich bin lebendiger denn je und das ist gefährlich für die Verhältnisse«; »Arm trotz Arbeit!« »In einer Wohlstandsgesellschaft! Wo bleibt da die Gerechtigkeit?«; »Kann ich meine Hartz IV-Bekannte fragen, ob sie mit ins Kino kommt?«; »Im Regelwerk von Hartz IV vermissen ich den Duft von Coco Chanel«. Nach Begrüßung und spielerischer Vorstellung der Interventionsmöglichkeit auf der Bühne begann der LTB-typische Einstieg in die Szene.

Wir hatten eine Teilnehmerin, die in einem Call Center arbeitete. Sie erzählte von ihren Arbeitsbedingungen. Sie musste rund 150 Anrufe pro Tag absolvieren und mit ihrer halben Stelle verdiente sie weniger als 900 Euro brutto. Dies nahmen wir zum Anlass, eine Spielszene im Call Center zu entwickeln, um dem Publikum einen Einblick in diese Arbeitswelt zu geben.

Funny Phon - die lustigste Flatrate der Stadt:

Zu Beginn der Szene hörte das Publikum drei gestresste Mitarbeiterinnen im Call Center telefonieren. »Für 34,95 Euro können Sie soviel telefonieren und surfen so lange Sie wollen« oder »Sie sprechen nur Griechisch?« sowie »Solche Sachen entscheidet Ihr Mann? Das macht doch nichts, wir wenden uns zu einem späteren Zeitpunkt wieder an Sie.« Im Laufe der Szene wird deutlich, dass die drei Mitarbeiterinnen im Call Center unterschiedlich bezahlt werden. Den geringsten Verdienst hat die fest angestellte Frau Naumann mit 4,50 Euro die Stunde. 50 Cent mehr pro Stunde bekommt Frau Müller, die einen befristeten Arbeitsvertrag hat. Die Studentin Frau Petersen hat den höchsten Stundenlohn von 6 Euro. Zusätzlich zum Lohn erhalten die Call Center-Frauen beim Abschluss eines Vertrages noch eine Provision. Als Antagonistin der Szene fungiert Frau Salem, die Chefin des Call Centers. Während die Frauen telefonieren, kommen Herr Schmidt, ein Bewerber, und Frau Roth, die

vom Jobcenter zwangsverpflichtet zur Trainingsmaßnahme in das Call Center geschickt wurde, auf die Bühne. Die Chefin führt die beiden durch die Arbeitsräume und preist ihr Call Center an: »Hier erwarten Sie ergonomische und hochmoderne Arbeitsplätze« und »Vielleicht gehören Sie auch bald zu unseren topgeschulten Powersellern.« Es wird augenfällig, dass Frau Salem gegenüber Herrn Schmidt sehr aufgeschlossen und freundlich agiert, während sie Frau Roth eher widerwillig und missmutig durch die Räumlichkeiten führt. Nachdem Herr Schmidt und Frau Roth die Bühne verlassen haben, führt die Chefin Kontrollgänge durch. Sie maßregelt die Studentin, weil sie am Arbeitsplatz ein Getränk zu sich nimmt und bittet Frau Müller, die Frau mit dem befristeten Arbeitsvertrag, in ihr Büro, weil sie mitbekommen hat, wie sie einem potentiellen Kunden am Telefon lediglich kostenloses Informationsmaterial versprochen hatte, anstatt auf einen Vertragsabschluss hinzuarbeiten. Frau Müller ist alleinerziehende Mutter und hat Angst, dass ihr Arbeitsvertrag nicht verlängert wird. Die Chefin setzt ihr »die Pistole auf die Brust« und teilte ihr mit, dass ihr Vertrag nicht verlängert werde, wenn sie in den nächsten Tagen nicht fünf Abschlüsse mache. Nach der Rückkehr von Frau Müller an ihren Arbeitsplatz unterhalten sich die Frauen über ihren Stundenlohn und ihre unterschiedlichen Arbeitsverträge. Es herrscht eine unterschwellige Konkurrenz zwischen den Frauen. Als Frau Naumann von der Toilette wiederkommt, zischt die Chefin sie an: »Sie waren jetzt schon drei Mal in zwei Stunden auf der Toilette. Halten sie ihre Sextanerblase im Griff.« Gegen Ende der Szene macht die Studentin nochmals den Versuch, mit den Kolleginnen ins Gespräch zu kommen. Sie fragt, ob sie Lust hätten, mit ihr einen Kaffee zu trinken. »Der Kaffee wäre zu teuer« wird ihr entgegnet und als sie daraufhin den Vorschlag macht, sich privat zu treffen, gehen die beiden Frauen nicht darauf ein. Frau Naumann sagt, dass sie keine Zeit habe, »weil sie noch Lebensmittel bei der Berliner Tafel abholen müsse« und Frau Müller verneint mit der Begründung, dass sie »noch einen Zweitjob als Putzfrau hätte« und einfach keine Zeit für ein Treffen.

Nach den Spielszenen begannen wir als erstes einen Dialog mit dem Publikum über die Szene. Dies war nicht mit der Aufforderung verbunden, die Szene theatralisch zu verändern. Wir fragten, ob das Publikum die Szene denn als realistisch einschätzen würde, was einige lautstark bestätigten. Wir waren sehr überrascht, wie viele Menschen im Publikum schon in einem Call Center gearbeitet hatten. Einige teilten öffentlich ihre Erfahrungen mit. Ein ehemaliger Mitarbeiter eines Call Centers bescheinigte der Szene eine große Authentizität, er habe nur mehr Geld verdient als in der Szene dargestellt wurde, aber die gespielten Arbeitsbedingungen seien ihm vertraut. Es gab auch eine Wortmeldung von einem Studenten, der bereits als Schüler im Call Center gejobbt hatte. Für ihn war es eine gute Arbeitsgelegenheit, weil er nach seiner Aussage mit Zuschlägen auf 16 Euro die Stunde kam. An dieser Stelle kam dann ein spontaner Zwischenruf, ob wir das Statement des jungen Herrn inszeniert hätten. Dem war natürlich nicht so, sondern es war ein gelungener Beweis für ein lebendiges und

kontroverses Legislatives Theater. Nach den Statements aus dem Publikum ging der Moderator des Abends zu den Spielfiguren, beschrieb noch einmal die unterschiedliche Stellung der Mitarbeiterinnen in der Firma und befragte anschließend wiederum das Publikum. Ein Mann meldete sich und sagte, man müsste Öffentlichkeit herstellen. Eine Minute später befand er sich mit großem Applaus auf der Bühne. Mit seiner Intervention versuchte er, die Beschäftigten dazu zu bewegen, ein Flugblatt zu unterschreiben. Mitten im Gespräch kam die Chefin dazu und nach einem kurzen Wortwechsel gab sie ihm die Erlaubnis, kurz mit den Mitarbeiterinnen zu sprechen, mit der Bitte, dass er doch aber anschließend in ihr Büro kommen solle. Sehr schlagfertig reagierte der »Zuschauer« (4), indem er sagte: »Ich komme sehr gerne ins Büro, nehme dann aber den Kollegen vom Betriebsrat mit.« Ebenso schlagfertig reagierte die Studentin, indem sie in die Runde fragte: »Wir haben einen Betriebsrat?« Die Intervention endete mit seinem Vorschlag an die Mitarbeiterinnen, sich im Café Kuchenkaiser in Kreuzberg zu treffen. Im anschließenden Interview erzählte der »Zuschauer«, dass er jahrzehntelang Betriebsrat in Düsseldorf war.

Dies war eine von zwei Spielszenen, die wir für die Intervention des Publikums vorbereitet hatten. (5) Auch im März dieses Jahres gab es zwei Spielszenen, bei denen das Publikum auf die Bühne gehen konnte, um die Szene zu verändern.

In einer Szene ging es um zwei Freundinnen, die beide berufstätig sind; die eine Frau ist festangestellt im Biohandel, die andere schlägt sich freiberuflich als Erwachsenenbildnerin durch. Hier ein kleiner Einblick in die komplexe Spielszene:

In der Mitte der Bühne ist ein Stehcafé aufgebaut, in dem sich die zwei Freundinnen treffen. Beide stellen fest, dass sie wenig Zeit haben, da alles mal wieder drunter und drüber zu gehen scheint. Einen kurzen Kaffee lang wollen sie sich austauschen. Von dieser Grundszene aus geht es immer wieder mittels eines Stationentheaters zu verschiedenen Konflikten in verschiedenen Spielorten.

Die Szene beginnt mit der Frage nach der augenblicklichen Situation der beiden Freundinnen. Die eine erzählt von ihren Schwierigkeiten mit dem Jobcenter bezüglich ihrer ergänzenden Finanzleistungen vom Amt. Das Publikum sieht dann den Konflikt im Jobcenter, bei dem die Überforderung der sogenannten Klienten durch die Bürokratie der Arbeitsagentur sichtbar gemacht wird. Danach geht es wieder zur Ausgangsszene zurück und die beiden unterhalten sich über ihre Kinder:

»Wo sind denn deine Kinder gerade?«

»Ich konnte sie zu einer Freundin bringen. Da muss ich sie nachher wieder abholen.«

»Du hast es aber gut! Wir haben nicht solch einen Freundeskreis, die einfach unsere Kinder nehmen. Ich hoffe, Johannes (der Vater) holt die Jungs gerade vom Kindergarten ab.«

Dann sieht man links auf der Bühne den Vater des Kindes, er sitzt als Doktorand bei seiner Arbeit am Computer. Mitten im »Workflow«, ganz vertieft in seine Arbeit, vergisst er, seine Kinder abzuholen. Als die Kita anruft, wird er ärgerlich und ist richtig sauer, weil er keine Ruhe für seine Doktorarbeit findet. Und er ärgert sich über seine Freundin, weil sie so viel arbeitet, aber mit ihrer Tätigkeit zu wenig Einkommen für die Familie erzielt.

Danach geht es wieder zurück zur Ausgangsszene im Café, wo es noch einmal zu einem kleinen Disput über die unterschiedlichen Arbeits- und Lebenssituationen von Freiberuflichkeit versus Festanstellung kommt. Danach bekommt das Publikum einen theatralen Einblick über das Arbeiten im Bioladen. In dem kleinen Bioladen kommt es zum Konflikt zwischen der Ladeninhaberin und der Beschäftigten, als die Kita anruft und bittet, die Mutter solle umgehend ihr an Fieber erkranktes Kind abholen.

Das Stationentheater wird mit einer Szene beendet, die das Publikum und auch die Teilnehmer/innen in der Workshop-Phase sehr berührt hat.

Unsere Protagonistin, die freiberufliche Erwachsenenbildnerin, arbeitet am frühen Abend zu Hause am Computer. Die Kinder im Hintergrund der Bühne, die für die Zuschauer/innen nicht sichtbar sind, streiten. Plötzlich klingelt es an der Tür. Eine Kollegin kommt vorbei. Sie hat ein Dokument mitgebracht und überbringt eine konfliktreiche Botschaft: »Du musst den Projektantrag bis morgen fertig machen!« Nun hat unsere Protagonistin ein Problem, weil sie noch einen anderen Projektabschlussbericht abzugeben hat, der ebenfalls noch am Abend bzw. in der Nacht geschrieben werden muss.

Der Streit der Kinder geht im Hintergrund weiter und während des Konfliktes mit der Kollegin ermahnt sie ständig die Kinder, doch endlich leise zu sein. Der Konflikt mit der Kollegin eskaliert, ihre Kollegin verlässt die Wohnung mit der Drohung: »Weißt du, ich kann mir auch jemand anderen suchen, wenn die Zusammenarbeit mit dir nicht klappt.« Nachdem die Kollegin gegangen ist, schreit unsere Protagonistin ihre Kinder an, nun endlich leise zu sein und es wird angedeutet, dass sie eines der Kinder schlägt.

Die Brücke zur Legislative

Legislatives Theater Berlin ist ein Projekt im Prozess, es ist ständig im Wandel, kein fertiges Konzept, sondern ein partizipatives Experiment, in dem immer wieder neu überlegt wird, was Partizipation konkret in der theaterpädagogischen Praxis bedeutet. Eine wichtige Frage, die uns immer wieder umtreibt, ist der Sachverhalt, dass wir bei den Teilnehmer/innen im Workshop viel anstoßen. Auch am Theaterabend entsteht eine Menge von Anregungen, um die Gesellschaft zu verändern. Die Frage ist aber, wie aus den konkreten Vorschlägen ein legislativer Prozess zustande kommen kann. Wir hatten im ersten Projekt Politiker aus verschiedenen Parteien eingeladen, weil wir uns als parteiunabhängig verstehen.

Ein wichtiges Element in unseren Aufführungen war zum einen die persönliche Anwesenheit von Politiker/innen als Repräsentant/innen des parlamentarischen Systems. Die Inhalte des Abends würden also von »Verantwortlichen« gehört werden. Auf der anderen Seite standen die Betroffenen, die Experten des Alltags, welche die Bühne als Sprachrohr ihres Anliegens nutzen konnten. Das dritte Element des Abends war das Publikum, das mit seinen Interventionen und Statements zur Szene die eigenen Erfahrungen und Meinungen beisteuern konnte. Angesichts unserer begrenzten Möglichkeiten konnte es zunächst nur darum gehen, Öffentlichkeit zu erzeugen und mit Hilfe unseres methodischen Ansatzes für eine ungewöhnliche Art und Weise der Begegnung und des Diskurses zu sorgen. Es ging nicht um die Formulierung und Abstimmung gesetzgeberischer Vorschläge, sondern darum, einem interessierten Forum die Frage zu stellen, welche Vorstellungen von legislativen Veränderungen prekärer Lebenslagen oder im Hinblick auf Familie und Beruf bestehen. Die Beiträge des Publikums liefen nicht ins Leere, sondern erhielten eine unmittelbare Rückmeldung durch die Vertreter der Politik. Wir wollten die Möglichkeit schaffen, allen Vorschlägen aus dem Publikum für Gesetzesveränderungen Raum zu geben. Denn das Ungewöhnliche an unserem Vorhaben war, die Frage nach gesetzgeberischen Ideen nicht nur den Fachleuten und Politiker/innen zu überlassen, sondern sie den ganz normalen Bürger/innen zu stellen. So entstand ein Spannungsverhältnis der von gesetzlichen Regelungen besonders Betroffenen zu den von Mandatsträger/innen vertretenen politischen Konzepten. Auch Menschen, die sich eventuell nicht trauen, in so einer großen Theaterveranstaltung das Wort zu ergreifen, wollten wir die Möglichkeit geben, sich zu äußern.

Als Instrumentarium der Meinungsäußerung wählten wir bei beiden Legislativen Theaterprojekten drei Möglichkeiten:

- sich zu Wort zu melden,

- in die Szenen eingreifen sowie
- Karteikarten zur Ideen- und Meinungssammlung.

Wir verteilten Karteikarten im Saal und die Zuschauer/innen konnten ihre Vorschläge auf die Karteikarten schreiben. Diese wurden eingesammelt und auf der Projektwebseite www.legislatives-theater.de veröffentlicht. Bei dem ersten Projekt wurden allen Bundestagsabgeordneten die Vorschläge übermittelt. Im Nachhinein betrachtet war der kritische Punkt der Veranstaltung der zeitliche Spagat zwischen dem Bedürfnis des Publikums zu partizipieren und dem Anliegen der Politiker/innen, ihre Positionen kundzutun.

Eine konzeptionelle Frage war, wie groß eigentlich der Handlungsspielraum für einzelne Abgeordnete im Parlament ist. In unserem Verständnis von Legislativem Theater sollten auch die Politiker/innen die Möglichkeit haben, den Zuschauer/innen zu erklären, wie politische Entscheidungsabläufe und die Gesetzgebung zustande kommen. Katja Kipping, Bundestagsabgeordnete der Linken, erläuterte dem Publikum, dass es das Wichtigste sei, zuerst die eigene Fraktion zu überzeugen und den Gesetzesentwurf fachlich prüfen zu lassen. Sie betonte, dass es ihr wichtig sei, diese Entwürfe nicht nur mit Politikern aus der Fraktion zu diskutieren, sondern auch mit Menschen, die außerparlamentarisch politisch aktiv seien. Sie wolle Menschen zu Wort kommen lassen, die die Auswirkungen von Gesetzen am eigenen Leib erfahren. Außerdem gäbe es Anhörungen, in denen die Kompetenz der Praxis ein Gehör findet. Katja Kipping machte deutlich, dass bisher alle Anträge, die die Fraktion der Linken ins Parlament eingebracht hat, von den Regierungsfractionen alleine aus Prinzip abgelehnt worden sind. Dennoch finde sie, dass es nicht wirkungslos ist, was man angeschoben hat: »Es ist erfreulich festzustellen, dass zumindest Teile der Forderungen (der Linken) von der Regierungskoalition aufgegriffen wurden. (...) Meine Erfahrung war: Immer dann, wenn wir einen Antrag eingebracht haben und es parallel dazu draußen eine starke außerparlamentarische Bewegung gab oder eine Lobby für das Thema und damit die Chance, Wählerstimmen zu bekommen, dann hatte man die Möglichkeit, innerhalb der Koalition etwas zu bewegen.«

Der Abgeordnete Wolfgang Wieland (Die Grünen) wies darauf hin, dass das klassische Arbeitsrecht auch eine Schutzfunktion habe. Darauf sollte man sich zurückbesinnen. Es sei notwendig, eine weitere Lockerung des Kündigungsschutzes zu verhindern, um zu mehr Arbeitsverhältnissen mit vollem arbeitsrechtlichem Schutz zu gelangen. Auf die Nachfrage, wie er dies denn am anderen Morgen im Parlament realisieren würde, antwortete er: »Da haben Sie wirklich eine falsche Vorstellung von unserer Arbeit: ,Wir haben jetzt Theater gespielt, dann müssen wir die Ergebnisse nur an zwei Leute delegieren und alles wird gut.'« Auf den Hinweis, er würde die Empfehlungen des Publikums auf Karteikarten erhalten, entgegnete er: »Die Karteikarten nehme ich gerne mit. Auch alles, was ich am heutigen Abend gehört habe und wir nicht auf der Pfanne haben, werde ich in die Gre-

mien unserer Fraktion einbringen. (...) Was mich nicht überzeugt hat, ist das bedingungslose Grundeinkommen. Da werde ich also auch nicht tätig werden. Es gibt aber genug andere in der Fraktion, die das favorisieren. Sie sind im Moment allerdings in der Minderheit. Wie gesagt: Gegen meine Überzeugung tue ich nie etwas, aber viele Punkte sind sehr nachdenkenswert. Über einige Punkte, wie die befristeten Arbeitsverhältnisse, habe ich lange nicht mehr nachgedacht, da ist von Ihnen wirklich eine Anregung gekommen.«

Trotz der vermeintlich geringen Möglichkeit, Einfluss auf den parlamentarischen Prozess auszuüben, hatten die anwesenden Abgeordneten ein aufrichtiges Interesse an einem Dialog. Dies zeigte auch die Einladung an die Projektteilnehmer zu einem Gegenbesuch in den Bundestag. Verbesserungswürdig war der Ansatz, den Vorschlägen des Publikums eine nachhaltige politische Wirkung zu geben. Deshalb haben wir im zweiten Projekt Kontakt zu dem Berliner Beirat für Familienfragen aufgenommen, einem Gremium, in dem sich Vertreter/innen aus Verbänden, Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft zusammensetzen und das den Berliner Senat in Fragen der Familienpolitik berät. Der Beirat bekam die Vorschläge des Publikums mit der Bitte, inhaltlich die Vorschläge in die Arbeit einfließen zu lassen. Jedoch haben wir Projektmacher keinen Einfluss darauf, inwieweit die Vorschläge wirklich Eingang in die Gremienarbeit finden. Auch zivilgesellschaftlichen Akteure wie den Verband alleinerziehender Männer und Väter, DGB, Familienverband, Türkischer Bund Berlin und dem Netzwerkbüro Erfolgsfaktor Familie haben wir in dem Theaterprojekt, »der Job, die Zeit, das Kind« stärker eingebunden. Sie bekamen ebenfalls die zusammengefassten Vorschläge des Publikums nach der Aufführung zugesandt.

Eine zusätzliche Idee, um die Brücke zur legislativen Ebene perspektivisch weiter zu festigen, ist ein Politik-Paten-Modell: Wir suchen für das Legislative Theater Paten aus verschiedenen Parteien, die uns dabei unterstützen, auf parlamentarischer Ebene mit unserem Anliegen einen politischen Dialog mit theatralen Mitteln zu führen. Legislatives Theater Berlin ist ein emanzipatorisches Theaterprojekt für eine solidarische Gesellschaft.

Wir sind gespannt auf weitere Projekte.

Anmerkungen

- (1) Die Erfahrungen mit dem Projekt Kieztheater wurden in dem Buch: „Kieztheater. Forum und Kommunikation für den Stadtteil“, hrsg. von Jens Clausen, Harald Hahn und Markus Runge, im Ibidem Verlag 2009 publiziert.
- (2) Die Zeitungsartikel sind zum größten Teil auf unserer Website www.legislatives-theater.de verlinkt.

- (3) Ein tieferer Einblick über den Probenprozess beim ersten Legislativen Theater Berlin befindet sich in dem Artikel: „Vom Kieztheater zum Legislativen Theater“ (S.128-145) in: Das Kieztheater. Forum und Kommunikation für den Stadtteil. Stuttgart 2009
- (4) Mit dem Begriff Zuschau spieler versuchen wir, die neue Rollenmischung aus Zuschauer und Schauspieler auszudrücken.
- (5) Die andere Spielszene wird im Kieztheaterbuch ausführlich beschrieben.

Autoren

Harald Hahn ist freiberuflicher Theatermacher mit Schwerpunkt Theater der Unterdrückten und Politisches Aktionstheater. Er ist Herausgeber der Berliner Schriften zum Theater der Unterdrückten und Sänger im Gesangsduo Herzkasper.

Jens Clausen ist Theaterpädagoge, Erwachsenenbildner und Theatermacher mit Schwerpunkt Generationsübergreifende Theaterarbeit, Improvisationstheater und Biografiearbeit.

Beide leiten das Kieztheater Kreuzberg und das Legislative Theater Berlin www.legislatives-theater.de

Kontakt:

www.harald-hahn.de

www.jens-clausen.de

Redaktion Newsletter

Stiftung MITARBEIT

Wegweiser Bürgergesellschaft

Redaktion Newsletter

Bornheimer Str. 37

53111 Bonn

E-Mail: newsletter@wegweiser-buergergesellschaft.de